

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanffengel.



No. 160. Well, die Geschichte, wo ich in selbem Birtusdag gehat ben, die liegt mich noch in meine Bohns. Es war awer auch zu schredlich.

ganz schredliche Duft geholt un wie er dann in die Nacht heim is kommen, do hot er en Fioh in den Haus gereht als wann e ganzes Retschiment do war.

Geschichte der Butter.

Der Ursprung der Butter ist zwar unbekannt, scheint aber bis in sehr frühe Zeiten hinauf zu reichen.

Die heiligen Bücher der Indes, die Beden, die etwa 1500 Jahre vor unserer Zeitrechnung entstanden sind, sprechen auch bereits von der Benutzung der Butter bei gewissen religiösen Ceremonien.

Die Anwendung der Butter bei den Opfern scheint sich nach dem Westen nicht verbreitet zu haben, denn Homer, Euripides, Theophrast und die anderen griechischen Dichter sprechen zwar oft von Milch und Käse, aber nie von Butter.

Auch die Römer scheinen die Butter erst von den Germanen kennen gelernt zu haben. Plinius sagt von ihr, daß sie eine der köstlichsten Speisen bei den Barbaren sei.

In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche wurde, wie Clemens von Alexandria berichtet, Butter an Stelle von Oel in den Altarparfen gebraucht, eine Sitte, die sich in Aethiopen noch lange erhalten hat.

1491 verordnete der Paps Innocenz VIII. in einem besonderen Erlass, die Benutzung der Butter in der Krankenzeit innerhalb der Herrschaft der Königin Anna in der Bretagne gestattet sein sollte, und diese Erlaubnis wurde bald auch auf andere Provinzen ausgedehnt.

Die berühmte Bassar Mädchen-Universität in Voughkeepsie blüht auf ein höchst erfolgreiches Studienjahr zu. Nicht weniger als 50 Studentinnen haben sich verlobt.

Eine sonderbare Geschichte.

Von Michael Sawa.

„Meine Herren, mit ist heute etwas Sonderbares passiert!“ Mit diesen Worten trat der Oberförster in die Wirkstube „Zum grünen Waldkater“ und nahm am Stammtisch Platz.

Ueber die Gesichter der Anwesenden ging es wie ein Blitz stillen Einverständnis. Der Oberförster war nämlich bekannt wie ein schlechter Groschen: er lag fürderlich.

Der griechische Apotheker aber kniff die Lippen zusammen und hustete. „Schon wieder?“

Der Oberförster würdigte den „Giftmischer“, wie er den Apotheker stets im Stillen nannte, keiner Antwort nur ein verachtungsvoller Blick streifte dessen höhnisch lächelndes Gesicht.

„Sie thun mir, wie gewöhnlich, gewaltig unrecht, meine Herren.“ Der Oberförster legte die Rechte betheuernd auf die Stelle, wo sein „wildes Jägerherz“ schlug.

Dr. Rothe schwopte ungeduldig mit den Fingern. „Fragen wir lieber in.“ Er meinte das Kartenpiel. „Ihre Geschichten haben sich noch jedesmal.“

Dr. Rothe schwopte ungeduldig mit den Fingern. „Fragen wir lieber in.“ Er meinte das Kartenpiel. „Ihre Geschichten haben sich noch jedesmal.“

„Und wenn die Geschichte sich als wahr erweist, wer zahlt dann das Fährchen?“ fragte der Oberförster, als er den „Vertrag“ geprüff hatte.

„Richtig! Daran habe man gar nicht gedacht.“ Das dieser Fall jedoch auch wirklich eintreten könne, war unentbehrlich — das Verwünschung tein „Prokollieren“ daher verständlich und entschuldigbar.

Unter nicht geringem Jutzel wurde das Fährchen sofort angeschlagen — einer mußte ja verlieren! Das unter johanen Umständen an ein rubines Spiel nicht zu denken war, sah Dr. Rothe ein und gab die Partie, die er allabendlich mit dem „Collega Bestialis“, dem Thierarzt, und dem „wilden Jäger“ spielte, auf.

Nach der Meinung der ganzen Tafelrunde viel Schöneres zu thun: Die „Brilliantia“ trat in Aktivität und feierte an diesem Abende große Triumphe als „Gesangverein“. Dann kam der Rundgesang an die Reihe. Als der rothhaarige Bergingenieur, der auf den an einen Jirtus erinnernden Spignamen „Goppa“ hörte — weshalb mußte kein Mensch — „Alt-Heidelberg, du feine“, zu intonieren begann, erschien der Wirth und brachte die traurige Mär, das Fährchen wäre bereits leer. Allgemeine Sensation. Schon? Unmöglich!

„Wer das Bier bezahle?“ fragte der Wirth.

„Ja so, richtig, richtig! Die Hauptsache hätten wir beinahe ganz vergessen“, meinte Dr. Rothe.

Sein „Collega Bestialis“ bemühte sich, tiefinnig auszuföhren, daß dies nicht die Hauptsache sei; diese wäre vielmehr die, daß das Bier „verlit“ sei. Alle neigten sich jedoch der Ansicht zu — es herrschte eine geradezu rührende Uebereinstimmung — die sonderbare Jagdgeschichte des Oberförsters gar nicht erst anzuhören.

„Das kann ich mit meinem Ehrgefühl nicht vereinigen; ich will nicht auf eine so leichte Art siegen. Viellecht ist die Geschichte doch wahr.“ Der Herr Oberförster möge also nur erzählen.“ Und dieser begann: „Als ich heute Vormittag, die Fiinte auf dem Hüden, mit meinem Dacl den Wald durchquerte, kam ich an die abschüssige Stelle, wo vor Jahren ein Jäger verunglückte und dort aus begraben wur-

de. Ein Kreuz weist auf diesen Unglücksfall des braven Jagdgehilfen hin. Nun bot sich mir hier ein Anblick, den ich nicht so bald vergessen werde: Auf dem Grabhügel sah ein Fährchen regungslos neben einem Todtenopf.“

Die Zuhörer spitzten die Ohren — das begann wirklich interessant zu werden.

„Als ich nun einige Schritte näher trat, da — da geschah das Unerwartete, das Wunderbare: der Fährchen erhob sich langsam mit dem Todtenopf in die Luft.“

Ein Gejohle unterbrach den mit ernster Miene sich sonderbaren Abenteuer aufstehenden Oberförster. Das überstieg sogar alle Begriffe des üblichen Jägerlateins. Er wurde mit Stimmeneinhelligkeit verurtheilt, nicht nur das bereits getrunzene Bier zu bejahen, sondern am nächsten Tage noch ein Fährchen zum Besten zu geben, denn das soeben Erzählte übersteige alles bisher Dagewesene und Gewohnte.

„Wo wartest Du heute Vormittag?“ „Im Wald.“

„Hast Du dort etwas Außergewöhnliches gesehen?“ „Den Herrn Oberförster.“

„Hm, nun ja, das ist nichts Außergewöhnliches. Besinne Dich nur gut.“ — Der Knabe schweigt verschluckert.

„Hast Du nicht — der Apotheker unterbricht sich lachend, so tomiisch erscheint ihm die Frage — „hast Du nicht einen Fährchen und einen Todtenopf gesehen?“

„Ach ja,“ sagte der Knabe ausleuchtenden Blickes.

Der Apotheker und die Umstehenden trauen ihren Ohren nicht.

„Auf dem Hügel neben dem Kreuz.“ „Und neben ihm ein Todtenopf?“ „Ja.“

Der Apotheker wurde ungeduldig. Daß der Junge vom Oberförster instruiert war, war klar. Er wollte mit der „dummen Geschichte“ zu Ende kommen.

„Was hast Du dann noch gesehen?“ Der Junge schwieg beharrlich.

„Nun, der Fährchen soll mit dem Todtenopf sich in die Luft erheben haben und nach einer Weile verschwinden sein. Hast Du dies auch gesehen?“ fragte höhnlich der Apotheker.

„Ja,“ schluckte der Knabe und fügte dann weinend hinzu: „Daran der Dacl schuld.“

Allgemeine Verblüffung. „Wieso der Dacl? Weshalb weinst Du?“

„Ich hatte, . . . stotterte der Junge, „ich wollte nämlich die . . . Schmetterlinge fangen!“

Der Oberförster konnte sich nur durch schleunige Flucht retten, sonst wäre er gefangen worden, und der Apotheker sank in Ohnmacht. Er mußte aber trotzdem „vertragsmäßig“ die Fährchen zahlen, weil der Oberförster am Brillanten — Stammtisch einmal ausnahmsweise die Wahrheit gesprochen hatte.

„Was vereinzelt Erscheinung finden wir hier auch noch in späterer Zeit die medizinisch gebildete Frau; so Anfang des Jahrhunderts Madame Bovin. Das frühe deutsche Mittelalter weist, soweit bekannt, derartige Erscheinungen nicht auf.

Als vereinzelt Erscheinung finden wir hier auch noch in späterer Zeit die medizinisch gebildete Frau; so Anfang des Jahrhunderts Madame Bovin. Das frühe deutsche Mittelalter weist, soweit bekannt, derartige Erscheinungen nicht auf.

Blackwell, von Geburt Engländerin, i. J. 144 als Studierende Aufnahme im Geneva Medical College in New York fanden. Ihnen folgte bald eine Deutsche, Marie Zadrzewska und eine Amerikanerin, Mary Putnam, welche letztere nach eingehenden Privatstudien in Paris den Doktorgrad erlangte. In Amerika gewann das medizinische Frauenstudium bald festen Boden.

Der König von Sachsen.

Anlässlich des Besüches, den der König von Sachsen kürzlich in Wien gemacht, hat ein dortiger scharfer Beobachter das folgende Charakterbild des fürstlichen Gastes entworfen:

Friedrich August, König von Sachsen . . . man könnte es mit Schlagworten versuchen. Zum Beispiel, daß er „weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus die öffentliche Aufmerksamkeit erregte.“ Das stimmt. Es unterscheidet ihn sogar von vielen anderen deutschen Bundesfürsten, von manchen anderen Königen Europas, die ohne erheblichen Spektakel ertritten und die man außerhalb ihrer Grenzpfähle so gut wie gar nicht kennt.

Man könnte auch in Schlagworten über ihn urtheilen. Aber es zeigt sich, daß Schlagworten nicht ausreichen. Das thun sie eben nie. Hier ist ein König, dem sehr viel Trauriges widerfahren ist, und der ungemein fidel aussieht. „Daran erscheint nur eines gewiß, daß nämlich sein frühliches Aussehen nicht von den traurigen Erlebnissen herührt. Die mögen ihn genug geschmerzt haben. Aber möglicherweise wäre es, daß die traurigen Erlebnisse in dem fidele Aussehen ihren Grund hatten. Es gibt eine Heiterkeit die Frauen aufreißt. Und an Friedrich August ist alles heiter. Seine hellblonden Haare. Sein dünner, kleiner, lichter Schnurrbart. Sein breiter Mund. Seine wasserblauen Augen. Dieses ganze Gesicht: breit und kurz, mit der knappen Stirn und dem schnell absehenden Kinn, trägt den einen vorherrschenden Ausdruck: Heiterkeit. Ohne weitere Kompliziertheit. Ohne tiefere, ohne finstreichere Nebenbedeutungen. Einfach, primitiv, simpel: heiter. Ein König mit einem bürgerlichen Antlitz. Oberbefehliger: wie ein harmloser Truppenoffizier. Wohlgenährt, von der frischen Luft geröthet, von des Gedankens Blässe verschont, ohne den Ehrgeiz, schneidig oder gar impfiant zu sein; zufriedener, wenn Speis und Trant gut schmecken. Der Mund zeigt Lust an Ueppigkeit, ist mit seinem Lächeln, das sich breit in die runden Wangen schiebt, von derben Schwergen, von einfachen Spässen beständig umschwebt.

Es mag ein Vergnügen sein, ihm Wege zu erzählen und ihn dann lachen zu sehen. Die Nase ist leutselig genug, gewöhnlich zu sein. Eine Nase, die sich bescheiden senkt, die den aristokratischen Schmuck verschmäht. Eine Nase, die jeder schlichte Mann sich leisten dürfte. Man hat den ganzen Menschen schon oft gesehen. Freilich war er da nicht der König von Sachsen, sondern irgend ein waderer Krieger. Schlägt man den Jahrgang 1870 der Gartenlaube nach, dann begegnet man auf den patriotischen Bildern aus dem Franzosenkrieg beinahe auf jedem Blatt diesem Typus. Oder in den illustrierten Soldatengeschichten von Haackländer. Von harmlosen Zeichnern illustriert. Anton v. Werner wäre der richtige Pinsel, diesen König zu malen.

Man ist natürlich versucht, nicht bloß Luifens Vergangenheit, sondern auch ihr künftiges Schicksal aus des Königs Mienen zu errathen. Ein Kunststück ist es nicht. Vermöchte sie es jemals, bis zu ihm vorzubringen, sie könnte leicht wieder Macht über ihn gewinnen. So aber wird er den ersten Vortragsreden der Minister, dem Andrängen der Rathgeber jenes angestrenzte, traurige Gesicht zeigen, das wie gescholten aussieht, und wird sich fügen, wird nur wünschen, der schwierigen, unersüßlichen Debatte zu entweichen, um jenseits davon sein Lächeln wieder zu finden.

Man muß gerecht sein; muß ihm wünschen, daß er völlig über diese Katastrophe hinwegkommt. Denn wenn man gerecht ist, wird man sich erinnern, daß er sich in dieser ganzen unglücklichen Geschichte glänzend benommen hat. Schweigend, ohne einen Laut ertrug er die Bitterkeit des ersten Standaß, ertrug es, daß der königliche Vater ihm die „zwar treulose, aber immer noch geliebte Frau mit Worten, die wie Reißscheibete trafen, züchtigte, ertrug die Vereinsamung und hatte seit den Verhandlungen, die in Genf geführt wurden, bis auf den Justizrath Körner, den er entließ, immer nur Zärtlichkeit, Entgegenkommen und Rücksicht für die Mutter seiner Kinder. Ein König, der seine Frau nicht zu unterhalten vermöchte; der es aber gewiß so gut trifft ein König zu sein, wie die andern. Die neue Mode, seine Wölfer zu amföhren, braucht er ja nicht mitzumachen. Das Regieren aber dürfte ihm auf alle Fälle gelingen. Es ist eine Wähe, die den Königen von heute vielfach erleichtert wird. S a s h a.

Nach dem Falle der Prinzessin Luise von Koburg, die jetzt geistig gesund erklärt worden ist, zu urtheilen, scheinen manche Irrenärzte ihren Namen nicht umsonst zu führen, sondern sie können sich sehr wohl irren.

Das Vaterland der Gedanken ist das Herz; an dieser Quelle muß schöp-